Zeitschrift: Revue internationale de théologie = Internationale theologische Zeitschrift = International theological review

Band: 3 (1895)

Heft: 11

Artikel: Die moderne Weltanschauung in poetischer Beleuchtung

Autor: Weber, T.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-403311

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 29.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

DIE MODERNE WELTANSCHAUUNG IN POETISCHER BELEUCHTUNG.

In der Cottaschen Buchhandlung zu Stuttgart erschien vor kurzem (1894) „eine Dichtung“ von *Ernst Zitelmann*, ordentlichem Professor der Jurisprudenz an der Universität zu Bonn, die der Verfasser „dem Andenken seines Vaters“ gewidmet und der er den Titel: „memento vivere“ gegeben hat. Wozu machen wir uns mit diesem Schriftchen (170 S. kl. 8°) in der „Revue internationale“ zu thun? Etwa wegen der *Beispiellosigkeit*, dass ein Jurist unter die Poeten geht? Das kann es nicht sein, wenn wir uns des gleichen Schrittes erinnern, den ein *Goethe*, *Karl Simrock*, *Felix Dahn* u. a. längst vor Zitelmann ebenfalls gethan haben. Oder weil Zitelmann unter den Dichtern wie ein Sperling unter Nachtigallen erschiene? Auch das ist der Grund nicht. Denn was die *Form* seiner Lieder angeht, so hat Zitelmann nicht Ursache, sich derselben zu schämen. Zwar begegnet der Leser hie und da einem schlechten Reim oder sonst einer Unebenheit, so, wenn in dem Sonett S. 136 „See“ auf „Höh'“, „Fuss“ auf „Guss“ gereimt wird. Aber das sind Kleinigkeiten und ihrer kommen in dem Büchlein nicht einmal gar viele vor. Der Jurist Zitelmann darf ohne Anmassung und Überhebung in sich das Wort verwirklicht sehen: poeta nascitur. Aber warum beschäftigen wir uns denn hier mit seiner Arbeit? Einzig und allein, um es frisch heraus zu sagen, ihres *Inhaltes* wegen, denn der ist ein solcher, welcher die Kritik und den Widerspruch in gar hohem Masse hervorruft.

Die Dichtung ist ein wohldurchdachtes Ganze. Ein „Epos“, wie man sie in den Bonner Universitätskreisen wohl nur scherz-

weise genannt hat, ist sie nicht. Dazu fehlt ihr geradezu alles, namentlich der historische Hintergrund. Sie ist nicht die Entwickelung eines grossen geschichtlichen Ereignisses, vielmehr breitet der Held der Dichtung nur seine eigene Subjektivität vor den Augen des Lesers aus. Die Arbeit schildert in poetischer Form, mit einem Worte, *die von ihrem Helden geteilte moderne Weltanschauung,* und diese in einer Ausgestaltung, durch welche sie — es sei das im voraus schon bemerkt — zu der des positiven Christentums in allen Punkten in diametralen Gegensatz tritt. Da wirft nun aber die Frage sich auf, ob denn auch bei jener Auffassung des Lebens und der Dinge dem Menschen ein wahrhaftes Glück zu erreichen noch möglich sei. Die Frage wird bejaht, der Weg zum Glücke beschrieben und eben darin erblicken wir den eigentlichen Zweck der Dichtung. Hiernach mag der Leser selbst beurteilen, welcher Gattung von Poesie dieselbe am bequemsten sich eingliedern lässt. [1])

---

[1]) Vor Abfassung der folgenden Abhandlung sind uns zwei Besprechungen der Zitelmannschen Arbeit zu Gesichte gekommen, die eine in Nr. 981 (5. Dezember 1894) der „Kölnischen", die andere in Nr. 287 (9. Dezember 1894) der „Neuen Bonner Zeitung". In beiden wird mehr die *Form* der Dichtung als ihr *Inhalt,* wenigstens als der *Kern* desselben, ins Auge gefasst. Zwar nennt die „Köln. Ztg." Zitelmanns „Werk *ein Glaubensbekenntnis*" und sagt ganz richtig, „die Weltanschauung, die es predige", „sei im wesentlichen die *Goethes* und *Spinozas*". Aber über das Verhältnis dieser Weltanschauung zu der des positiven Christentums wird den Lesern der Zeitung kein Wort verraten, und noch weniger wird über sie ein Wort des Tadels oder ein Zweifel an ihrer Haltbarkeit und Wahrheit kundgegeben. Die „Neue Bonner Zeitung" spricht sogar von „der Grösse der hier (d. i. in Zitelmanns Dichtung) vorgetragenen Weltanschauung"; sie „preist das hohe Lied der Liebe und des Lebens", das darin gesungen werde, und meint, „in den innersten Gedanken des Helden und des Dichters", die an dem Leser „vorüberrauschen", „liege eine ganze Lebensphilosophie beschlossen." Kurz: Die erwähnten Besprechungen liefern keine Inhaltsangabe und keine Kritik der Zitelmannschen Arbeit, aber sie sind reine Panegyriken auf sie. Dem gegenüber haben wir das gerade entgegengesetzte Ziel uns vorgesetzt. Wir legen alles Gewicht auf eine ausführliche und deutliche *Inhaltsangabe* der Schrift, und das zu dem Zwecke, um unseren Lesern ein *eigenes* Urteil über den *sachlichen* Wert derselben zu ermöglichen und dadurch die ihr zu teil gewordenen Anpreisungen in den erwähnten Tagesblättern auf das rechte Mass zurückzuführen. Und wenn unsere Ansicht nach der angedeuteten Richtung keineswegs eine günstige ist, so brauchen wir nach den obigen einleitenden Worten doch nicht noch einmal hervorzuheben, dass auch wir nicht weniger als die „Neue Bonner Zeitung" Zitelmann „eine grosse und reiche dichterische Kraft" bereitwilligst zuerkennen.

1. Im Eingange der Dichtung wird dem Leser als ihr eigentlicher Held ein mit dem Leben in der Gesellschaft völlig Zerfallener vorgeführt. Er sieht sich verfolgt, befehdet, aus hohem Amt verdrängt und um sich her nichts als Selbstsucht, Neid und Heuchelei (1). Der einzige Freund, der ihm geblieben, verrät ihn (7); ein Weib und Kind, seine „ganze (noch übrige) Liebeshabe“, sinken in das Grab (2). Da hält es ihn nicht mehr in der Gesellschaft.

In wilde Freiheit flücht' ich mich hinaus!
Wo stille Pussta grenzt an die Karpathen,
Da such' ich mir die Stätte für mein Haus,
Ich wandre einsam — niemand soll mir raten. (6.)

Und wozu diese Weltflucht? Was in dieser Einsamkeit beginnen?

Mich an den Busen der Natur zu legen,
Floh ich hierher — Natur, gieb deinen Segen. (13.)

Doch die Natur giebt *keinen* Segen; sie erweist sich nicht als *tröstende Lehrerin.* An sie gerichtet ist der niederschmetternde Gesang:

Auch du bist arm, magst noch so reich du scheinen,
Du lehrst mich nichts, nur eins giebst du aufs neue:
Hier kann zum erstenmal ich wieder weinen. (14.)

Da beschleichen den Verlassenen Selbstmordgedanken; er sehnt sich nach dem Grabe.

Von all der grünen Erde ist das Grab
Das einz'ge, was ich fordre mir zu eigen —
Es ist mein Recht, zu schlummern und zu schweigen. (30.)

Indessen dauert dieser Trübsinn nicht lange; nur einen Augenblick und — er wandelt sich in grimmigen Trotz. Denn

— heimlich mich hinweg vom Kampfplatz schleichen
Gleich einem Sünder vom Gericht,
Demütig dem brutalen Schicksal weichen
Aus feiger Angst vor seinen Rutenstreichen —
Das will ich nicht!
Der Grimm steigt auf. Ob blutend und zerschlagen,
Grausamer Gott, noch steh' ich hier!
Ich bin ein Mensch und kann wie andre tragen,
So will den Kampf ich für mein Schicksal wagen
Selbst, Gott, mit dir! (34.)

Selbst, Gott, mit dir? Aber kennt und anerkennt unser weltflüchtiger Unglücklicher und fast Verzweifelnder denn noch

einen *Gott*? Freilich nimmt er den erhabenen Namen oft genug in den Mund, aber mehr zum Hohne als im Ernste, denn seine ganze Welt- und Lebensanschauung ist eine *ohne Gott*, eine *atheistische*. Und eben in der poetischen Entfaltung derselben liegt der Mittelpunkt der Zitelmannschen Dichtung.

Nicht immer war der Unglückliche ohne den Glauben an Gott, und zwar an den wahrhaften, lebendigen, weltschöpferischen Gott des Christentums. Denn auch er ist in der christlichen Religion erzogen, und die Beseligung, die ihm einstens durch dieselbe in das Herz geströmt, ist seiner Erinnerung noch nicht entschwunden.

Wie hüllte Kinderglauben weich mich ein,
Verklärte mir die Welt mit frommem Schein! (61.)

Aber die Zeit, in der der Glaube an die Lehren des positiven Christentums in ihm noch lebendig war, ist längst dahin.

Verloren hab' ich alten Glaubens Heil. (194.)

Oder, wie es anderwärts heisst:

Doch uns, vor deren Blicken längst verschwand das Nebelland,
Darin einst Kinderglaube sel'ge Stätte fand. — (179.)

Nichtsdestoweniger sieht er auch jetzt noch mit Wehmut auf seine Kinderjahre zurück und preist diejenigen glücklich, welche sich, im Unterschiede von und im Gegensatze zu ihm, den religiösen Glauben ihrer Kindheit bewahrt haben.

Mit solchem Glauben lässt sich passlich leben;
Wohl denen, die sich ihm dahingegeben!

In ihrem Frieden sind sie zu beneiden,
Sie leiden nicht von unsern Menschenleiden.

Das Jenseits tröstet sie für die Beschwerden
Des mühsalreichen Pilgergangs auf Erden.

Der Tod verliert die grause Bitternis —
Einst glaubt' auch ich . . . . vorbei! vergiss, vergiss! (58.)

Freilich! soll der religiöse Glaube diese Wirkung haben, so darf er nicht der der heutigen liberalisierenden Theologen sein. Über sie und ihr Treiben giesst unser Unglücklicher die volle Schale seines Zornes aus.

Dem Christentum freisinnger Theologen
Vom heut'gen Tag, dem bin ich nicht gewogen.

Zu wenig Glauben, um in Kinderfrieden
Und Jenseitshoffnung froh zu sein hienieden.

Zu viel, um ganz gestützt auf eignes Denken
Nach eignem Kompass ird'sche Fahrt zu lenken.
Ein unnatürlich ungesund Gemisch,
Mystisch-vernünftlich, Vogel nicht noch Fisch. (55.)

Und noch einmal müssen die Theologen dieser Sorte von ihm den strafenden Vorwurf vernehmen:

Ihr seid nichts ganz, und seid nur alles fast —
In tiefster Seele ist mir das verhasst. (56.)

Diesen *Halben* gegenüber ist der Unglückliche der Zitelmannschen Dichtung ein *ganzer* Mensch. Er hat, für seine Person, den christlichen Glauben ganz und gar preisgegeben. Ja mehr als das; er ist auch der Überzeugung, dass der letztere den im Laufe der Zeit auf ihn geführten Angriffen ein für allemal völlig erlegen ist. Es ist die Stunde gekommen, in der das Christentum das Leben und Denken der Menschheit nicht mehr ferner mitbestimmen soll. Es hat von der Bühne der Weltgeschichte abzutreten, um einer ganz andern Auffassung der Welt und des Lebens Platz zu machen und dieser die vorenthaltene Herrschaft einzuräumen.

Unmöglich ist's, auf überlebten Glauben
Das Räderwerk der Welt zurückzuschrauben.
Denn rastlos stürmt die junge Zeit voran,
Reisst Schranken nieder, bricht verjährten Bann.
Allüberall schärft man die geist'gen Waffen,
In Sturmeseile Kenntnis einzuraffen
Von dem, was sinnlich in und um uns ist.
Versuch regiert, man wägt und zählt und misst
Und drängt, um der Natur in heissem Ringen
Ihr langbewahrt Geheimnis abzuzwingen.
Nicht *träumen* will man mehr, nein, man will *schau'n,*
Um sich *ein neues Weltbild* aufzubau'n. (64.)

Und welches ist der *Inhalt* der neuen Weltanschauung?

2. In ihr findet in erster Linie der Gott des positiven Christentums keine Stelle mehr. Seine Vorstellung ist *ein Wahngebilde* vergangener Zeiten, das für immer zerronnen; ihr Ausdruck *ein Wort ohne Gehalt.*

O Sehnsucht, die du einen Gott dir schufst,
Dem du vertraust, zu dem du flehend rufst!
Ein Menschenbild nur ist's, das du verklärt,
Und doch ein Bild, das sel'ges Glück gewährt. (176.)

Oder:

Gott ist ein Wort; du Seele siehst doch nur
Als Wirkliches die Menschheit, die Natur. (205.)

An die Stelle des christlichen *Gottes* tritt in der neuen Anschauung *die Natur, die Welt, das All.* Es ist daher auch nur konsequent, dass *die Liebe* Gottes, die als höchstes und erstes Gebot das Christentum verlangt, in jener durch die Liebe zur *Natur* verdrängt wird. Ehedem wäre solche Liebe dem Unglücklichen in der Zitelmannschen Dichtung freilich unverständlich gewesen. Als er nach Verlust von allem auf Erden Begehrungswerten den Schmerzensschrei ausstiess:

Ein blindes Schicksal spielt mit unserm Leben (15.)

und:

Erschreckend ist mir alles, was ich sehe,
Das heitre Licht thut meinen Augen wehe (26.) —

da war Liebe zur Natur ihm eine Unmöglichkeit; da wandte er sich mit bitterm Vorwurfe von ihr ab:

Was will dein Jubel umbarmherzig lehren —
Natur, du rätst, dass ich der Welt mich freue?
Umsonst! mir wirst du nimmer Trost gewähren. (14.)

Aber jetzt, da er die Natur mit Gott zu vertauschen und jene als die Quelle alles Seienden und die Spenderin alles Lebens anzusehen entschlossen ist, da glaubt er, à la *David Strauss,* auch dieselbe Liebe, welche der christlich Gläubige seinem Gotte zuwendet, auf die Natur übertragen zu sollen. Geschieht dies, so mögen, meint er, für die neue Liebe selbst die alten christlichen Ausdrücke immerhin beibehalten werden.

Und liebst du sie als einer, der da schafft,
Als Mehrer an des Lebens höchster Kraft . . .,
So nimm getrost die alten Zeichen hin
Und sprich das alte Wort mit neuem Sinn:
Ich liebe Gott so, wie ich ihn versteh',
Als höchster Lebenswirklichkeit Idee. (205.)

Der Gott in Zitelmanns Dichtung ist näher betrachtet die Innenseite der Welt, die natura naturans des Spinoza, die Welt die Aussenseite oder Erscheinung Gottes, die natura naturata des erwähnten jüdischen Philosophen.

Von *einer* Wahrheit bin ich tief durchdrungen:
Einheitlich ist die Welt, wie sie auch heisst,
Nenn' du sie Stoff und Kraft, Natur und Geist —
Sie ist aus *eines* Gottes Haupt entsprungen. (140.)

Aber die Welt oder das All ist „aus Gottes Haupt entsprungen“ nicht mittelst *Schöpfung* im Sinne des positiven Christentums — denn wie sollte der mit dem Weltwesen oder dem Wesensgrunde der Erscheinungswelt identische Gott einer solchen Schöpfung auch nur fähig sein! — sondern so, dass Gott selbst zur Welt sich entwickelt, in dieser sich selbst seine äussere Erscheinungsform gegeben hat. Daher ist der Gott des Zitelmannschen Helden denn auch *überall;* er ist das *eine Wesen* in *allen Erscheinungen,* welches sich in jeder nur eine von allen anderen verschiedene individuelle Darstellung giebt; er ist *die einzige Ursache* in *allen Wirkungen,* auch in dem, was wir sei es als gute, sei es als böse Handlungen bezeichnen.

Beschreiben, was an Körpern man geseh'n,
Aufzeichnen, was im Gang der Welt gescheh'n,
Wohl ist es nützlich, und ich darf's nicht schmäh'n.

Doch Wissenschaft im höchsten Sinn ist nur,
In allem, in Geschichte wie Natur,
Zu finden die verborgne geist'ge Spur.

Dann wächst der Lauf der Welt zum Weltgerichte,
Mechanik wird zum rhythmischen Gedichte —
Ein Gott lebt in Natur wie in Geschichte. (141.)

Offenbar ist diese Verhältnisbestimmung von Gott und Welt und die über ihr als ihrer Grundlage errichtete Weltanschauung *monistischer Pantheismus,* und zwar Pantheismus *der Immanenz ohne alle Transcendenz,* wie ihn in ähnlicher, wenn auch in individuell vielfach verschiedener Weise längst vor dem Erscheinen der Zitelmannschen Dichtung *Ludwig Feuerbach, David Strauss, Arthur Schopenhauer, Eduard von Hartmann* und manche andere vorgetragen und gelehrt haben. Man kann denselben auch, was wir oben zu thun uns schon erlaubt haben, mit vollem Rechte *Atheismus* nennen. Denn ein Gott, der wie der des Zitelmannschen Helden nur der Wesensgrund der Welt ist, der also in allem Einzeldasein, in Wasser und Luft, in Pflanze und Tier seine Selbstverwirklichung besitzt und der erst im Menschen zur Persönlichkeit heranreift, ist kein Gott, wofern das Wort nur in dem alten, jedermann geläufigen Sinne verstanden wird. Doch von solcher Charakterisierung seiner Weltansicht wie Pantheismus, Monismus oder gar Atheismus will Zitelmanns Held schlechterdings nichts wissen; er wehrt sich sehr energisch dagegen.

Nun hör' ich schon, da ruft mein frommer Christ
Ganz aufgeklärt: also ein Pantheist!

Hat er erst glücklich solche Etikette
Mir aufzukleben, stellt er mich, ich wette,

Geruhig in den Schrank und forscht nicht mehr,
Als ob ich nur ein Ding zum Sammeln wär'.

Das ist so recht das Handwerk unsrer Tage,
Man rubriziert vortrefflich, ohne Frage!

Deist, Theist, Monist, Materialist,
Positivist und Evolutionist.

Man hat das Wort und kann die Müh' sich schenken,
Auch in des andern Geist sich einzudenken. (142.)

Weniger noch will er selbst sich einen Pantheisten, Monisten oder wie die —isten sonst heissen mögen, nennen.

Noch schlimmer aber, wer sich selbst so nennt
Und froh zur Knechtschaft solches Worts bekennt...

Such' Wahrheit nur, doch bind' dich nicht an Worte,
Sei du kein „—ist", nein, sei von eigner Sorte. (143.)

Und warum verbietet der Held in Zitelmanns Dichtung sich und anderen, sein neues Weltbild mit einer der vorher angeführten Bezeichnungen zu benennen?

Hier ist die Antwort:

Nicht dass es Gottes wahres Wesen wäre,
Mensch und Natur zu sein, ist's, was ich meine:
Ich sage nur, dass Gott uns so erscheine;
Verzicht aufs Mehr — nur das ist meine Lehre.

Sein innerst Sein und tiefste Wesensfülle,
Sie auszudenken, fehlt's uns an Organen;
Nicht Phantasie, nicht Träumen, Dichten, Ahnen,
Kein kühnster Flug dringt hinter jene Hülle.

Nie kann geschaffner Geist in seinen Schranken
Des Schöpfers Wesen wesenhaft erfassen;
So mein' ich denn, dass wir getrost es lassen —
Uns ward so viel zu denken und zu danken! (144.)

Haben wir Zitelmanns Helden, indem wir seinem Befehle oben entgegenhandeln, also Unrecht gethan? Darf man seine Weltanschauung, ohne an ihr sich zu versündigen, in der That nicht als monistischen Pantheismus, ja als Atheismus charakterisieren? Wir meinen: wenn hier einmal von Unrecht die Rede sein soll, so liegt dasselbe augenschein-

lich nicht auf unserer Seite, sondern auf der des Wortführers in der Zitelmannschen Dichtung. Denn dieser gebraucht die durch das Christentum seit mehr als 18 Jahrhunderten in einem ganz bestimmten Sinne ausgeprägten und so in das allgemeine Bewusstsein der Menschen übergegangenen Worte: Gott, Schöpfer, Geschöpf u. s. w. fort und fort und ohne jeden Anstand, giebt denselben zugleich aber eine Bedeutung, die von der alten, ihnen allgemein beigelegten, das gerade Gegenteil ausdrückt. Das ist im eigentlichen Sinne eine unerträgliche Verfälschung des Sprachgebrauchs, die nur geeignet ist, den nicht ganz aufmerksamen und sehr urteilsfähigen Leser der Zitelmannschen Dichtung irre zu führen.[1]) Haben wir uns dieser gegenüber etwa desselben oder eines gleich wiegenden Fehlers schuldig gemacht? Haben wir durch die Rubrizierung der in Rede stehenden Weltansicht unter die Systeme des monistischen (immanenten) Pantheismus oder gar des Atheismus derselben eine Etikette aufgeklebt, welche ihrer wahren Beschaffenheit zu nahe tritt und diese vor den Augen unserer Leser in einer falschen Spiegelung erscheinen lässt? Sicherlich nicht. Oder ist eine Weltansicht, deren sogenannter Gott nur der immanente Wesensgrund der Erscheinungswelt, also bei Lichte besehen kein Gott, sondern die fälschlicherweise zur Gottheit erhobene Natursubstanz ist, nicht eine Weltansicht ohne Gott, also eine

---

[1]) „Schaffen“ in christlichem Sinne bedeutet bekanntlich, mit dem Katechismus zu reden, „Wesen (Substanzen) hervorbringen aus nichts“. Daher bemerkt der Benediktinerabt *Theodor Gangauf* schon im Jahre 1852 ganz richtig folgendes: „Da im Christentum dieses Wort diesen Begriff hat, so ist dieser auch für jeden, welcher im Christentum steht und stehen will, bindend, und es ist nimmer redlich, wenn man, um sich gewissermassen dem Christentum zu accommodieren, bloss das Wort nimmt, ihm aber einen ganz andern Begriff unterschiebt, wie z. B. *J. H. Fichte* mit dem christlichen Worte „schaffen“ den durch und durch pantheistischen Begriff einer „*Aussichselbstentwickelung*, einer *realen Selbst*darstellung, eines *Heruntersteigens Gottes in die Form des Kreatürlichen* . . . . . verbindet.“ („Vorschule der Theologie.“ Stuttg. u. Tüb. 1826.) „Gegen solche perfide Umdeutung und Verdeutung, gegen diese Pantheisierung des christlichen Begriffes „schaffen“, setzt Gangauf in der Anmerkung zu obiger Stelle hinzu, erklärten sich die christlichen Denker mit Nachdruck, und unter diesen namentlich *Günther* in *seiner* Vorschule. (1. Aufl. Wien 1828. S. 25. 2. Aufl. 1848. S. 30.) Aber mein Axiom ist: *Setzt Gott sein Selbst, so kreiert er nicht Substanzen; und kreiert Gott, so setzt er, als Kreator, nicht sein Selbst, — sein Wesen, das unerschaffene!*“ (*Gangauf:* „Metaphysische Psychologie des heil. Augustinus.“ Augsburg 1852. S. 96.)

atheistische, Atheismus? Will man aber, freilich sehr verkehrter Weise, die Zitelmanns Helden beliebte Art des Ausdrucks einmal beibehalten und den erwähnten Wesensgrund der Welterscheinungen als Gott bezeichnen, ist dann dieser sogenannte Gott nicht auch in jedem Einzeldasein, ja ist nicht jedes Einzelding, freilich nicht von seiner erscheinenden Aussenseite, sondern von seiner verborgenen Innenseite betrachtet, mit ein konstitutives Moment der Gottheit? Wenn es aber so ist, was sich nicht leugnen lässt, wenn also der Gott jenes Helden nichts als der einheitliche Wesensgrund aller Einzeldinge ist, verdient dann dessen Weltansicht nicht auch die Bezeichnung des monistischen Pantheismus? Freilich sagt man uns, dass wir auch der in der Zitelmannschen Dichtung verkündeten und gepriesenen Gottheit „tiefste Wesensfülle auszudenken“ oder dass wir sie „wesenhaft zu erfassen“ nicht vermögend seien. Aber diese Erinnerung trifft ja die von uns gewählten Ausdrücke zur Charakterisierung derselben gar nicht; sie ist eine *μετάβασις εἰς ἄλλο γένος*, die für die in Rede stehende Verhandlung ohne allen Wert ist. Dagegen sagen unsere Ausdrücke für jeden nur halbwegs besonnenen Leser das, was sie sagen sollen, ganz genau; sie sind durchaus zutreffend und damit ist ihre Berechtigung sonnenklar bewiesen.

Die Weltansicht von Zitelmanns Helden ist in ihrem Kern und Centrum eine der christlichen diametral entgegengesetzte. Wer könnte daran nach den vorhergehenden Erörterungen noch zweifeln? Was folgt aber aus dieser Sachlage? Es folgt, dass jener mit *allen* Lehren und mit *allen* Institutionen des positiven Christentums in einen um so ernsthafteren Konflikt geraten muss, je mehr er aus der Grundlage seines Weltbildes alle in ihm verborgenen Konsequenzen zu ziehen entschlossen ist. Und Zitelmanns Held hat den Mut hierzu, wie wir nur an einem einzigen Beispiele darthun wollen.

In den Reimzeilen Seite 31 und 32 sucht derselbe eine Art von persönlicher Unsterblichkeit für den Menschen noch zu retten, aber der Versuch misslingt gänzlich und wird sehr bald als völlig aussichtslos wieder aufgegeben. Ausgehend von den naturwissenschaftlich fest begründeten Sätzen:

Nichts kann vergeh'n, so klingt gewisse Lehre,
Und wenn es nur ein Hauch, ein Staubkorn wäre.
Was ist, wird sein. Wie Stoff als Stoff beständig,
Bleibt Kraft als Kraft in Ewigkeit lebendig —

ausgehend, sage ich, von diesen Sätzen schwingt der Wortführer in Zitelmanns Dichtung sich zu den folgenden Gedanken auf:

So kann denn auch mein Fühlen, Wollen, Denken
Gelöst von mir sich nicht ins Nichts versenken.

In welcher Form es sei, es muss doch bleiben,
Mag's Pflanzen schaffen oder Räder treiben. —

Wie aber wär's, wenn jede Regung Liebe
Auch grad' als Liebesmacht lebendig bliebe?

Wenn Willensenergie, Entschluss und Streben
Als Wille überdauerten das Leben?

Wenn die Gedanken alle ewig wären,
Das geist'ge Kapital der Welt zu mehren?

Und all das könnt' dem Stoff sich wieder einen,
Im Nachgebornen noch einmal erscheinen,

So dass dann das Geschlecht, das nach uns wandelt,
Mit unsrem geist'gen Nachlass weiterhandelt.

Dann wäre nichts, was seelisch war, verloren,
Zu gute käm' es dem, der nachgeboren.

Und von Jahrtausend zu Jahrtausend mehrten
Das Wissen sich des ewig Wissenswerten,

Der Wille, der zu höchsten Zielen triebe
Und unter Menschen und zu Gott die Liebe. (40.)

Wäre diese allerdings wunderliche Art von Unsterblichkeit denkbar, so würde sie immerhin noch weit hinter derjenigen zurückbleiben, die das Christentum jedem Menschengeiste als solchem, d. i. als einem persönlichen, selbstbewussten und freiwollenden Wesen, zuerkennt. Eine Unsterblichkeit wie die in den vorherigen Versen geschilderte wäre eine Unsterblichkeit untergeordnetsten Grades, doch sie wäre immerhin noch mehr als gar nichts. Allein wie steht's mit ihr? Ist sie haltbar? Darauf lassen wir die Zitelmannsche Dichtung selbst antworten:

Ein schöner Traum! Wenn nur nicht Irrtum auch,
Und Lüge, Schwachheit, Lust zu schlechtem Brauch,

Und Hass und Eifersucht, Selbstsucht und Neid
Auch bleibend wüchsen bis in Ewigkeit.

Da denk' ich doch: ist's dafür nur zu haben,
So lasst zusammen beides uns begraben. (41.)

3. Zitelmann legt dem Unglücklichen seiner Dichtung einmal den Ausspruch in den Mund:

Der Leidende allein hat Religion (81.),

während es von den im Vollgenusse der Gesundheit und des Besitzes Befindlichen heisst:

Ihr Glücklichen, was braucht ihr Religion?
Euch giebt, was ihr nur wünscht, die Erde schon. (54.)

Allein giebt es in der Weltansicht jenes Unglücklichen denn überhaupt noch Religion, wenn auch nur mehr für den leidenden Teil der Menschheit? Findet in jener sich irgend ein Plätzchen, in das die Religion sich noch flüchten könnte?

Will man in der neuen Weltanschauung von einer solchen noch sprechen, so ist es jedenfalls nur eine Religion des *Diesseits*, nicht mehr, wie die christliche, des *Jenseits*, die in jener sich erhalten kann. Das Jenseits mit dem ganzen unermesslichen Reichtume, den das Christentum in dasselbe hineinlegt, ist ja nichts als „ein frommer Trug". (54.) Das neue Weltbild bietet für die Existenz eines persönlichen oder gar eines dreipersönlichen Gottes, wie das Christentum ihn lehrt und, solange es sich selbst versteht, ihn lehren muss, schlechterdings keinen Raum. Mit der Auslöschung des dreipersönlichen Gottes sind aber auch die beiden grossen Werke Gottes nach aussen, *die Schöpfung der Welt und ihre Erlösung*, in dem alten christlichen Sinne ihrem ganzen Umfange und Inhalte nach preisgegeben. Von der ersteren haben wir das schon dargethan, von letzterer soll es hier, wenn auch nur in möglichster Kürze, nachgewiesen werden.

Zwar wird Christus Jesus, in welchem allein das Christentum den Erlöser aller Menschen erblickt, auch in der neuen Weltanschauung noch „der Heiland" und speciell der Heiland „der Bedrückten" genannt. (54.) Selbstverständlich geschieht das aber nicht auch in dem Sinne, den das Christentum mit diesem Ausdrucke verbindet. Nach christlicher Lehre sind Adam und Christus die beiden Brennpunkte und die einzigen Brennpunkte des Menschengeschlechts. Wie jener durch seinen Ungehorsam gegen Gott sich und alle seine Nachkommen in die Sünde mit ihren moralischen und physischen Folgen verwickelt hat, so hat der zweite Adam in der Person Christi durch seinen Gehorsam gegen denselben Gott bis zum Tode, ja bis zum Tode am Kreuze, jedem die Möglichkeit geboten,

von der Sünde und ihren Folgen wieder frei zu werden und dadurch die Endbestimmung, die Gott als Schöpfer des Menschengeschlechts jedem einzelnen in ihm zugewiesen, trotz der in das Geschlecht eingedrungenen Sünde dennoch zu erreichen. So, das ist, in diesem echt christlichen Sinne darf Jesus als „der Heiland der Bedrückten“ in der neuen Weltansicht nicht verstanden werden; er ist und kann dieser nur mehr sein, insofern er durch *sein* Leiden darauf hingewiesen, dass *auch uns* der Kelch der Bitternis und der Schmerzen nicht erspart bleibe.

Blutstropfen färbten unter Dornenzweigen
Die bleichen Wangen,
Da Christ gegangen,
Um leidend uns des Leidens Weg zu zeigen. (79.)

In dem neuen Weltbilde kann überhaupt so wenig von einer Erb*sünde*, die durch den Stammvater des Geschlechts auf alle seine Nachkommen übertragen wird, wie von einem Erb*verdienste*, das Christus für alle erworben hat und durch dessen persönliche Aneignung jeder sein Heil wirken kann, mehr eine vernünftige Rede sein. Daher hören wir den Gesang:

Wie kann mich fremde Liebesthat befrei'n
Aus Schuld und Schwachheit, Fehl und Leid und Not?
Und sei die Liebe noch so tief und rein —
Man stirbt doch immer nur den eignen Tod.
Von unsichtbaren Ufern kam ich her,
Und vor mir dehnt sich unbekanntes Meer;
Inmitten tritt mein Fuss auf festes Land,
Hier halt' ich selbst mein Schicksal in der Hand. (90.)

Und in welchem Sinne hält jedermann „selbst sein Schicksal in der Hand“? Zunächst in dem, dass keiner, und wäre es auch, wie das positive Christentum den modernen Himmelsstürmern gegenüber nach wie vor mit gutem Rechte behauptet, der Mensch gewordene Sohn des dreieinigen Gottes, dass, sage ich, keiner des andern Heiland und Erlöser ist noch sein kann.

Wo bist du, Heiland, dem wir leidvoll schmachtend,
Voll Angst und Grau'n,
Der Schwachheit uns bewusst, uns selbstverachtend,
Entgegenschau'n?
Du Todesüberwinder, Lebensmeister,
Wir harren dein!
Hörst du es nicht, wie all die tausend Geister
Nach Hülfe schrei'n?

Doch stumm der Himmel, antwortlos die Erde,
Umsonst der Schrei —
Dass je der Menschheit ein Erlöser werde,
Du Traum, vorbei! (88.)

Der seit mehr als 18 Jahrhunderten geglaubte Erlöser des Geschlechtes, Gottes und des Menschen Sohn, Christus Jesus, ist ein für allemal verworfen und abgethan. So weit hat es die Wissenschaft der gelehrten Titanen in unseren Tagen gebracht! Dagegen kann und muss in der neuen Weltansicht, soll anders auch hier von einem Erlöser noch die Rede sein, jeder diese Rolle für sich selbst auf seine Schultern nehmen.

Durch meine Adern rollt mein eignes Blut,
Was ich verdiene, fehle, mein ist's, mein —
So heb' denn frei die Stirne, hab' den Mut
Und wag' es, selbst Erlöser dir zu sein. (90. Vergl. 204.)

Und wie wird die Selbsterlösung jedes einzelnen sich zu vollziehen haben? Worin allein wird sie nach der davon zunächst entworfenen *allgemeinen* Schilderung bestehen können? Hier ist die Antwort:

— adle dir dein Los:
Leb' ein erhöhtes Leben, lebe gross!
Sei stark und hart. Nimm mit gelassnem Sinn
Dein eigen Leid gleich dem der andern hin.
Heb' dich so hoch, dass auf die Menschen du
Hinab-, hinüberschaust in stolzer Ruh'.
Du kennst die Welt, ihr Glück und ihren Trug —
Wunschlos und hasslos sei dir selbst genug.
Und wird auch so des Lebens Farbe bleich:
Du bist dein Herr — mach' deine Armut reich.
Versenk' dich in Natur; was Geist ersann,
Was Kunst erdachte, zieh's an dich heran.
Schaffst du dich selber heilig, ganz und rein,
So darfst du sprechen: Welt, der Sieg ist mein. (91.)

Indessen mit dieser Art von Erlösung, zu der der Einzelne nur sich selbst befreien kann, hat es, so scheint es, denn doch noch seine guten Wege. Zitelmann lässt den Unglücklichen seiner Dichtung den Erbauern der neuen Weltansicht einmal die Warnung zurufen:

Weh! was habt ihr gethan im Dienst des Lichts!
Ihr starken Geister, hört, das Elend spricht's:
Ihr tragt die Schuld — preist nur des Wissens Wert,
Wir hassen all die Wahrheit, die ihr lehrt —
Ihr nahmt uns alles — ach! und gabt uns nichts. (61.)

Ja! wenn die neue Weltansicht nur wirklich geschaffen wäre *„im Dienst des Lichts“*, wenn sie nur *„Wahrheit“* wäre. Dann möchte sie für nähere oder entferntere Folgen haben, welche sie wolle, — man müsste sie unter allen Umständen gelten lassen, denn „der Wahrheit“ allein gebührt der Preis und Sieg. Aber sie ist für jeden, er sei gelehrt oder ungelehrt, hoch oder niedrig, Fürst oder Unterthan, wofern er nur Kopf und Herz auf dem rechten Flecke hat, statt Licht *die dickste Finsternis* und statt Wahrheit *die grösste von allen Unwahrheiten*, die jemals in der Welt zu Macht und Ansehen gekommen sind. Sie entzieht recht eigentlich der Menschheit den Boden, auf dem sie ruht, so dass jedes Volk, in welchem sie ausschliesslich die Herrschaft führt, unzweifelhaft dem Untergange entgegeneilt. Freilich wollen die Gründer und Verteidiger der neuen Weltansicht das nicht zugeben; auch der Held der Zitelmannschen Dichtung sträubt sich gegen dergleichen Vorwürfe. Nichtsdestoweniger sieht auch er als ihre nächsten Folgen *Entsetzliches* voraus. Doch nicht an der neuen Weltansicht als solcher liege die Schuld davon, sondern an der Masse des Volkes, an der ungebildeten Menge, die nicht das Ganze fasse, sondern in dem Einzelnen das Ganze schon zu besitzen wähne.

In stiller Kammer brennt des Forschers Licht —
Ehrt ihn, der mühsam Stein' auf Steine bricht.
Doch wehe, wenn die Menge, unbelehrt,
Sich aus den Steinen gleich ein Haus begehrt.
Und mehr noch wehe, wenn ein Zunftphantast
Ihr lügt, die Steine sei'n schon ein Palast.
Zu gern nur glaubt's die Menge, reisst herab
Das stille Dach, das lange Schutz ihr gab.
Und zieht hinaus und findet keine Stätte —
Nun heisst es: rette! (65.)

Denn — furchtbar, wenn des Volkes Kindergeist
Vom Tisch der Skepsis gift'ge Brocken speist.
Und furchtbar, wenn die Armut, lang ergrimmt,
Mit blinder Wut am Reichtum Rache nimmt.
Bedroht ist alles: Ehre, Heimat, Ehe —
Nun heisst es: wehe! (67.)

Aber nicht bloss das! Der Aufruhr des Pöbels und die in seinem Gefolge auftretende Verwüstung durchbrechen alle Schranken. Da verhüllen „Anmut“ und „Schönheit“, „der Sitte zartes Reich“ und „der Genius“ der Menschheit, „Menschenliebe“, ihre Häupter. (69.)

Und schon braust durch die Luft als Feldgeschrei
Das Schlagwort des Triumphs: der Mensch ist frei!
Von Herren frei und Priestern, frei vom Trug
Und frommen Wahn, der ihn in Fesseln schlug:
Vom Wahn der Sittlichkeit, vom Wahn der Pflicht,
Vom Wahn der Schatten „Gott und Weltgericht“.
Ja, frei wird so im Menschen auch das Tier!
Genuss um jeden Preis ist das Panier,
Und fessellos, wie Flut durchbricht den Damm,
Wälzt über alles sich ein Strom von Schlamm. (68.)
Der Pöbel feiert nun durch Blut und Brand
Sein Schreckensfest, ein taumelnder Bacchant. (70.)

In dieser Schreckensherrschaft mögen selbst manche Mitzeichner an dem neuen atheistischen Weltbilde und manche derer, die es unter der Menge zu verbreiten bemüht gewesen, vor ihm erschrecken. Sie, in ihrer Not, wenden sich von neuem dem alten, längst verlassenen Glauben zu und erwarten von dem Gotte, den sie ehedem verabschiedet, wieder Hülfe.

Da schreit die Angst vor Kerker und Schafott:
Hilf, alter Gott! (71.)

Aber der Wortführer in Zitelmanns Dichtung ist nicht von dieser Art. Er sieht in den Schrecknissen und Greuelthaten, die sich begeben, nur die notwendigen Durchgangsstufen zu höherem Dasein.

Kleingläubige! ein Wunder braucht es nicht,
Von selbst vollzieht das Schicksal sein Gericht . . . .
Und rastlos treibt, trotz blinden Zufalls Spiel,
Die Menschheit fort zu vorbestimmtem Ziel.
Sie muss durch Elend, grauenvolle Thaten,
Durch eine Flut von Blut und Thränen waten,
Und ringt dann doch, da alles sie verlor,
Zu höhern Daseins Glorie sich empor. (72.)

Und welches ist das Mittel hierzu? Wie bricht aus dem Chaos, das die Schreckensherrschaft des Pöbels überall geschaffen, neues Licht hervor? Vernimm die Antwort:

Der Pöbel, Blutes satt,
Vom Brand versengt, vom langen Wüten matt,
Am Boden liegt er kraftlos: Brudermord
Nahm mit dem Blut auch seine Stärke fort.
Nach neuen Herren sehnt und sucht und schreit
Er selber, der sich eben erst befreit.
Nicht kehrt zurück, was war; nein, vorwärts reisst
Zu neuem Werk empor ein neuer Geist.
In neuen Formen baut ein neu Geschlecht
Sich neu den Staat und neu sein Recht.
Und Götterbilder wachsen neu empor,
Die Kunst wagt schüchtern wieder sich hervor;
Schon lockt auf Wiesen, die noch rot vom Blut,
Zum Reigentanz ein neuer Lebensmut. (75.)

Indessen ist die auf der Höhe seiner Greuelthaten eingetretene Erschöpfung des Pöbels und seine Sehnsucht nach neuen Herren erst das leise dämmernde Morgenrot der herannahenden Erlösung, noch nicht diese selbst.

— Rettung ist das nicht. Nur dann ist Heil,
Wird, der uns fehlt, ein Glaube uns zu teil . . . .
(Denn) — eines wird gescheh'n,
Soll alles nicht unrettbar untergeh'n.
Geglaubtes wechselt, Glauben bleibt beständig,
Und nur der Glaube hält ein Volk lebendig. (76.)

Und welches ist dieser neue, errettende, die Menschheit zu höherer Daseinsstufe, ja zu ihrem wahren Glücke emporhebende Glaube, da es in dem Rahmen des modernen Weltbildes der des positiven Christentums nicht ist und nicht sein kann? Versuchen wir, uns denselben *in allen seinen Einzelheiten* zu einem vollkommen deutlichen Bewusstsein zu bringen.

4. Nach der einen Seite, nämlich nach der Seite seiner *subjektiven Innerlichkeit*, wird der in Rede stehende Glaube also beschrieben:

Ja glücklich ist der Mensch, der gläubig ist,
Nenn' er sich Heide, Moslem, Jude, Christ,
Wenn Glaube wirklich Wahrheit in ihm ist,
Nicht bloss bequem in schönen Worten klingt,
Nicht bloss Verdienst ist, das ihm Vorteil bringt,
Nein, sein Gemüt und Innerstes durchdringt,
Sein Herz ausfüllt allmächtig bis zum Rand,
Und, wie der Himmel alles, Meer und Land,
Auch seine ganze inn're Welt umspannt. (178.)

Ist der Glaube des Menschen von solcher Beschaffenheit, so schliesst er, meint Zitelmanns Held, *die Liebe* zu dem Geglaubten notwendigerweise in sich.

Der Glaube ist die feste Zuversicht,
So sagt die Schrift, des, das man siehet nicht.
Doch Zuversicht und wahre Hoffnung giebt
Es nur zu dem, den man wahrhaftig liebt. (177. Vergl. 160.)

Also nur ein von Liebe erfüllter und durchdrungener Glaube ist für den Einzelnen das Mittel seiner Erlösung, der Weg zu seinem Glücke. Und warum das? Weil die Liebe der Kern, das Tiefste und Wahrste im Wesen des Menschen ist.

Wer liebt, übt seiner Seele tiefste Kraft,
Die in ihm Leben ist und Leben schafft.
Die Liebe nur, nicht Wille und nicht Meinung,
Ist Wesenheit im Wechsel der Erscheinung.
Das Wahrste unsres Daseins, unser Kern,
Das ewige Vermächtnis Gott des Herrn. (159.)

Hat aber die Liebe eine solche Beziehung zu dem innersten und wahrhaften Wesen des Menschen, so ist auch natürlich, dass durch ihre Übung alle Vollkommenheiten und Vorzüge des Menschen zur vollen Entwickelung kommen werden. Daher ruft die Zitelmannsche Dichtung ihren Lesern denn auch zu:

Was ist das Glück? Dich völlig auszuleben
Mit allem, was dir Eigenstes gegeben;
Die Kraft, die in dir ruht, ganz zu entfalten,
Dein letztes Wesen bildend zu gestalten,
Nicht das, was an dir Zufall, Wahn und Hülle,
Nein, deinen Kern und tiefste Lebensfülle.
Betrachte denn, was in dir ist, o Seele,
Du selbst bist Meister deines Glücks — so wähle! (155.)

Nun, da wir den den Menschen erlösenden Glauben nach seiner subjektiven Seite, nach der Seite seiner Innerlichkeit kennen gelernt, wirft die für den Gedankengang des Zitelmannschen Helden wichtige Frage sich auf: Welches ist *das Objekt* des von der Liebe durchglühten und belebten Glaubens, oder worauf muss dieser *gerichtet sein,* wofern er das Glück des Menschen begründen soll? Nur allmählich werden den Lesern die wahren Gegenstände der glückverheissenden und -spendenden Liebe vorgeführt. Zunächst wird einzelnes abgewiesen, in dessen Liebe zahllose Menschen dauerndes, wahrhaftes Glück fort und

fort, aber stets vergeblich zu finden hoffen. Hierher gehört in erster Linie die Wissenschaft:

Ja wenn's das Wissen wär', das glücklich macht!
So mancher arme Tropf hat's schon gedacht. (161. Vergl. 193.

Mehr noch gehören hierher Wein, Weiber und Würfel,

Ein dreifach W, das so viel Weh gebracht. (162.)

Endlich führt auch selbst das edelste und beseligendste Familienleben nicht zu dem erwünschten Ziele, denn auch dieses ist ohne bleibenden Bestand. Hat es sich so herrlich auch gestaltet, dass von den Gatten und den Kindern sich sagen lässt:

Sie sind sich selbst genug,

wer weiss, wie bald

Kommt dann ein geistlos blindes Ungefähr —
Vom Dach ein fallender Stein, ein leckes Boot —
Und plötzlich ruft der finstre Meister Tod
Das Kind, das Weib sich her.
Er aber bleibt mit starrem Aug' zurück,
Einsam — er schluchzt, er flucht, er rauft das Haar,
Ausdehnt sich's vor ihm, öde, trostesbar —
Ein Leben ohne Glück! (163.)

Zwar ist ein schönes und erhebendes Familienleben auf dieser Erde ein hohes, grosses Gut. Denn

Den Sonnenschein der Liebe, Weib und Kind
Und eignen Herd —
O selig, wem das Schicksal hold gesinnt
Dies Glück gewährt. (169.)

Aber dauerndes und somit wahrhaftes Glück kann selbst nur *Dauerndes* und *Unsterbliches* verleihen. Deshalb ergeht die Mahnung der Dichtung an ihre Leser:

Und doch, du musst dir Liebesinhalt geben,
Drum lieb' *Unsterbliches,* so wirst du leben. (165.)

Oder:

So schliess' auch das in deine Liebe ein,
Was *ewig* währt. (169.)

Diesem Unsterblichen und Ewigen, dem wir, wahrhaftes Glück zu erjagen, unsere ganze Liebe schenken sollen, wird denn auch folgendes begeisterte Sonett gewidmet:

Das ist der Reichtum, den kein Rost zerfrisst,
Das ist das ew'ge Leben, das nicht modert,
Das ist die Glut, die unverlöschbar lodert
Und heilig ist.

Das ist der Sommer, den kein Herbst vertreibt,
Das ist der Tag, den keine Nacht verdunkelt,
Das ist der Stern, der auch durch Wolken funkelt
Und herrlich bleibt.

Und mag das Glück, das also blieb zurück,
Auch minder jubelnd sein und wonnetrunken
Und minder süss als jenes, das versunken —
Es ist doch Glück. (170.)

Aber — diese Frage wird sich hier jedem nur halbwegs aufmerksamen Leser unserer Abhandlung ganz unwillkürlich entgegenwerfen — giebt es denn in der vor uns ausgebreiteten monistisch-atheistischen Weltanschauung überhaupt noch etwas Dauerndes, Bleibendes, Unvergängliches und Unsterbliches? Ist in derselben nicht ähnlich wie in der Philosophie *Heraklits von Ephesus* alles in einen beständigen Strom des Wechsels und der Veränderung eingetaucht, dem sich nichts, schlechterdings nichts, zu entziehen vermag? Der über- und ausserweltliche dreipersönliche Gott, dem das Christentum die Fülle des Lebens und eben deshalb auch die Eigenschaft der schlechthinigen Unveränderlichkeit mit gutem Rechte zuschreibt, ist geleugnet und abgethan. Die Wesensverschiedenheit des geschaffenen, das ist: des durch den blossen (allmächtigen) Willen Gottes und nicht aus seinem Wesen gesetzten Geistes von der ebenfalls geschaffenen Natur, welche das Christentum als eine seiner Grundwahrheiten verkündet, ist zu den Toten geworfen. Dagegen ist die Natur selbst, so echt nach Art des antichristlichen Heidentums, zum Range der Gottheit erhoben, und in dieser Gestalt wird sie als die allgemeine Gebärmutter vorgestellt, welche als letztes und höchstes Moment ihrer eigenen Entwickelung auch den Geist des Menschen oder das, was in dem neuen Weltbilde noch so heisst, aus sich hervortreibt.

— Natur, du selber weist
Mich über dich hinaus zum Menschengeist,
Dem Geist, den du als höchstes Werk gebierst,
In dem du siegst und deinen Sieg verlierst.
(181. Vergl. 156 u. 195.)

Das Einzige, was nach Lehre der neuen Weltanschauung existiert, ist demnach die Natur; sie und sie allein ist der allgemeine Wesens- und Lebensgrund für alles und jedes Einzeldasein, denn ein jedes der letzteren ist nur ein Moment, in welchem die Natur, sowie in allem übrigen Einzeldasein, ihren verborgenen Reichtum zur Offenbarung bringt. Giebt es nun aber in der Natur auch nur ein einziges Individuum, welches sich dem in jener herrschenden Wechsel der Veränderlichkeit, des Entstehens und Vergehens entziehen könnte? Gilt von den individuellen Daseinsformen der Natur nicht in der That das Wort, welches *Goethe* im „Faust" dem Mephistopheles in den Mund legt:

Alles, was entsteht,
Ist wert, dass es zu Grunde geht?

Dieser Überzeugung kann sich, fast möchte man sagen, widerwillig auch der Wortführer in Zitelmanns Dichtung nicht entschlagen, und er entschlägt sich ihrer in der That nicht. Man ersieht dies sofort aus den Reimzeilen, in denen er der Reihe nach die Gegenstände zum erstenmal aufführt, welche der den Menschen erlösende Glaube mit voller Liebe zu umfassen hat. Hier wird ausdrücklich betont, dass nicht aus ihrer *Wahrheit*, das ist: aus ihrer objektiven Gültigkeit und Unvergänglichkeit, sondern nur aus dem *Glauben* des Menschen *an* ihre Wahrheit die den letztern beseligende Kraft herfliesse. Die erwähnten Reimzeilen lauten:

Und soll ich dir die ew'gen Güter künden,
Die jenes Feuer aller Feuer zünden?
Sie pochen an dein Herz — so öffne nur!
Der Gottgedanke, Vaterland, Natur,
Kunst, Wahrheit, Freiheit — jedes Ideal,
Das Menschen zwingt — unmessbar ist die Zahl,
Und alle einzeln sind so vielgestaltig
Wie die Gehirne, und stets gleichgewaltig.
Nicht dass sie wahr sind, ist's, was ihre Kraft,
Des Menschen Seele zu beglücken, schafft;
Doch, *dass er wahr sie glaubt und wahr empfindet,*
Das ist's, worin ein Lebensglück er findet.
Selbst ein Phantom, ein Hirnspuk wirr und toll,
Ein Fetisch selbst ist dieses Wunders voll. (174.)

Das Gerede von Ewigem und Unsterblichem, das der Mensch zur Gründung seines Glückes im Glauben ergreifen und mit

einer zum höchsten Grade gesteigerten Liebe umfassen soll, ist demzufolge in der von Zitelmann verherrlichten Weltanschauung nur eine *poetische Floskel.* Alle Worte, die daran verschwendet werden, sind im Grunde *ohne Sinn.* Sie können wohl die Ohren kitzeln, aber in Herz und Gemüt des aufmerksamen Lesers dringen sie nicht, denn wie wäre das möglich, da sie ohne alle Wahrheit, ohne alle reelle Bedeutung sind. Oder kann es für den Menschen etwas Unsterbliches geben, wenn er selber, vor allem der persönliche, das ist: der seiner selbst bewusste und freie Geist in ihm nicht unsterblich ist, wie in dem Rahmen der neuen Weltanschauung behauptet wird und behauptet werden muss? Wir sollten meinen, man brauche die Höhe der Wissenschaft nicht erklommen zu haben, um darüber ein gediegenes, richtiges und abschliessendes Urteil gewinnen zu können! Doch lassen wir das und wenden wir uns im einzelnen den Gegenständen zu, die in Liebe erfasst den Menschen zu dauerndem Glücke führen sollen.

Als solchen preist der von seiner Weltflucht dem Leben wieder zugewandte Unglückliche der Zitelmannschen Dichtung in erster Linie *die Natur,* das ist: die den Menschen umgebende Körperwelt.

Wie lieb' ich dich, unsterbliche Natur,
Die mich umgiebt mit Wald und Feld und Flur!
Ich horchte, was du noch so leis geraunt,
Und staune dir, wie immer du gelaunt . . . .
Du Wunder, das ich täglich neu erfuhr —
Ich liebe dich, du ewige Natur. (181.)

Aber die Natur „füllt das Herz des Menschen nicht ganz"; sie bleibt ihm „stets ein ungelöstes Rätsel"; ihr „Gesetz" wird durch keine Liebe durchbrochen; der Mensch ist oder gilt ihr nichts — denn sie kümmert sich um ihn und sein Geschick nicht und sie kann es nicht. Daher bleibt der Mensch bei aller nur denkbaren Liebe zur Natur doch „arm". (181.) Zwar giebt die Fähigkeit zu edlem Naturgenuss ihm einen gewissen Reichtum, aber zur Begründung seines *vollen* Glückes muss er seine Liebe anderen, idealern Gütern, vor allem Kunst und Wissenschaft, zuwenden.

Wohl bist du reich, wenn zu geniessen du verstehst,
Und offnen Aug's durch dieser Erde Wunder gehst;
Wenn deine Seele du so fein bereitet hast,
Dass sie Natur in jeder Laune liebend fasst;

Wenn heil'ger Kunst du fühlend Ohr und Auge leihst,
Und tiefer Forschung Früchte in dein Weltbild reihst;
Wenn du bewundernd höchstes Menschentum begreifst,
Und liebend selbst vom Tod die dunklen Schauer streifst.
(184.)

Doch auch die Liebe zu Kunst und Wissenschaft führt des Glückes *Fülle* nicht herbei. Denn das aus der Liebe zu diesen Gütern sprudelnde Glück besteht, wie das aus der Natur, vorwiegend oder ausschliesslich in ihrem Genusse. Der Genuss aber, auch der angenehmste und beseligendste, ist für den Menschen mehr etwas Passives, mehr Leiden, als selbstthätiges Schaffen. Nur letzteres aber bringt die Liebe zu ihrem energischsten Ausdrucke, und höchstes Schaffen giebt sich kund in Erfüllung der *Pflicht*. Daher vernehmen wir von dem Zitelmannschen Jäger nach wahrem Glücke:

Nun glaub' ich zu erkennen, was dem Geist,
Dem suchenden, den Weg des Lebens weist:
Thatlose Liebe ist das Höchste nicht —
Die Liebe sei verschwistert mit der Pflicht.
Nur das ist höchste Liebe, die da schafft:
Dem, was du liebst, gieb deine volle Kraft;
Und was als Pflicht du wählst, ob gross, ob klein,
Dem musst du auch die ganze Seele weih'n.
Wenn du in solcher Liebe schaffend strebst,
Dann gilt das stolzeste Wort von dir: du lebst! (185.)

Handeln! Handeln! ist also der Weg zu wahrhaftem, zum höchsten Glücke. Daher werden wir ermahnt:

Lass ab, auf des Gedankens Pfad zu wandeln,
Dir hilft kein Sinnen mehr: es gilt zu handeln.
Die Welt hat Überfülle an Gedanken,
Doch fehlt die That — das ist's, woran wir kranken. (186.)

Und was wird dem, der diese Mahnung erfüllt, zu teil? Hier ist die allerdings viel, ja sehr viel versprechende Verheissung:

O selig, dem ein Ziel das Schicksal giebt,
Ein Ziel, das er von ganzem Herzen liebt,
An das die Seele jede Hoffnung hängt,
In das hinein sie alle Kräfte drängt,
Ein Ziel, mit dem sie träumt, mit dem sie wacht,
Mit dem sie sinnt und spricht und weint und lacht.
Dann läutern alle Feuer seines Ich

In einer einz'gen grossen Flamme sich.
Und ob in solcher Glut er sich verzehrt —
Zum Lichtbild ist das Leben ihm verklärt. (189.)

Ein solcher Gegenstand, dem vor allen anderen die dazu befähigte Seele handelnd voll und ganz sich hingeben kann, ist nun allerdings *die Kunst.* Der wahre Künstler steht demnach mehr als jeder andere auch auf des Glückes Gipfel.

Den preis' ich selig, selig ihn vor allen,
Dem aus der Urne menschlichen Geschicks
Das Los des grossen Künstlertums gefallen . . . .
O höchstes Glück! o Wonne aller Wonnen,
Von jener Wollust einen Hauch zu spüren,
Die Gott beseelt, da er die Welt ersonnen! (192.)

Dem Künstler zunächst folgt im Besitze wahrhaften Glückes *der Mann der Wissenschaft,* wenn anders

— ein Liebesdrang
Aus tiefstem Innern ihn zur Forschung zwang;
So stark ihn zwang, dass er nur eins noch kennt,
Dass einem Ziel nur seine Liebe brennt:
Im endlos tiefen Dunkel, da wir steh'n,
Ein kleines Stückchen weiter Licht zu seh'n.
Was er da findet, ob es gross, ob klein,
Ihn kümmert's nicht: nur Wahrheit muss es sein.
Die Welt mit Lust und Leid weicht blass zurück —
Er liebt, er hat ein Ziel — er fand sein Glück. (193.)

Schön! Der Künstler und der Forscher haben in Kunst und Wissenschaft Ziele ihres Strebens, in die sie, ihre Befähigung zum Betriebe derselben vorausgesetzt, ihre ganze Seele legen und dadurch das höchste Glück erreichen können. Aber wie steht es in dieser Beziehung, etwas trivial gesprochen, mit den Millionen und Millionen armer Teufel, die entweder die erforderliche Anlage zum Betriebe von Kunst und Wissenschaft oder doch wenigstens die Gelegenheit und Mittel dazu nicht haben? Die mithin einem andern Berufe und einem andern Pflichtenkreise sich zuwenden müssen? Und wie steht es gar mit dem bei weitem zahlreichsten aller Stände, dem vierten Stande, den „Sklaven der Arbeit"? Sie, die von morgens früh bis abends spät in des Tages Last und Hitze ihre schwieligen Hände regen müssen, um den Lohn zu verdienen, mit dem sie sich und ihrer Familie das Leben fristen mögen? Wir erinnern

beispielshalber nur an die Arbeiter in den Bergwerken, in den Eisen- und Stahlwerkstätten der heutigen Grossindustrie. Und wie steht es erst mit dem unübersehbaren Heere von Siechen und Kranken, denen die Ausübung eines jeden Berufs, nicht selten unter Erduldung furchtbarer Schmerzen, schon eine physische Unmöglichkeit ist? Werden auch diese auf ihrem Schmerzenslager oder jene in ihrer Hände Arbeit ein Ideal erblicken können, dem ihre Seele mit allen ihren Kräften sich hingeben und das ihnen trotz der Schmerzen und des Schweisses, den die Erfüllung ihres Berufes ihnen stündlich von der Stirne presst, ein höchstes, ungetrübtes Glück auf Erden bieten mag? Oder wird das sich diesen darbietende Ideal etwa die „allgemeine Menschenliebe“ sein, die der dem Leben Wiedergewonnene in Zitelmanns Dichtung zu guter Letzt noch über alles preist und durch deren thatkräftige Bethätigung er endlich zur vollen Erlösung von aller Pein und Qual sich durchringt? Werden jene mit diesem etwa in den begeisterten Gesang einstimmen:

Wie heiss hab' ich Erlösung mir erfleht!
Mit unbekanntem Gott rang mein Gebet.
Verzweifelnd sprach ich dann: sei dir genug,
Und du erlöst dich selbst — auch das war Trug.
Und Mitleid kam und Menschenliebe schwoll,
Und neuer Ziele ward mein Dasein voll.
Ich fühl's, das tiefste Lebenswort ward mein:
Erlösung bringt's Erlösender zu sein. (204.)

Wir unsererseits preisen sicherlich nicht weniger als die uns vorliegende Dichtung ebenfalls die durch die That sich bewährende allgemeine Menschenliebe; wir wünschen auch, dass jeder, selbst der Ärmste und Verlassenste, nach dem Masse seiner Möglichkeit, dieselbe nicht nur im Herzen tragen, sondern, was mehr ist, im Werke ausüben möge. Aber den oben erwähnten Scharen, den Fabrik- und Grubenarbeitern, den Krüppeln und Siechen, als Leiter zum höchsten Glücke die allgemeine Menschenliebe vor Augen stellen und auch ihnen mit dem Helden unseres Dichters zurufen:

Verheissung höchsten Glücks tönt jedem gleich:
Suchst Glück du, sei an Menschenliebe reich (197.)

— ich sage: wer das thun und davon bei den erwähnten Klassen unter Voraussetzung einer atheistischen Weltanschauung in ihnen irgend einen Erfolg für seinen Zweck sich versprechen

kann, der mag in vielen anderen Dingen ein Gelehrter, ja ein grosser Gelehrter sein, aber von den wahrhaften Bedürfnissen des Menschen und den Mitteln zu ihrer Befriedigung weiss er nichts, und er würde klüger thun, wenn er seine Weltverbesserungsvorschläge nach der in Rede stehenden Richtung still für sich behielte. Denn was werden jene Klassen auf die Aufforderung, die allgemeine Menschenliebe in ihren Herzen zu entzünden, um dadurch ihr eigenes Glück zu bereiten, antworten? Sie haben ein volles Recht, ihren Ratgebern die furchtbar ernsten Worte, die in Zitelmanns Dichtung selbst niedergeschrieben und deren Wahrheit durch die antichristliche, ja atheistische Weltansicht dieser bewiesen ist, entgegenzuhalten:

Ihr nahmt uns alles — ach! und gabt uns nichts. (61.)

5. Wir sind mit der Entwickelung der neuen Weltansicht zu Ende. Da wiederholen wir das Wort, dem wir vorher schon einen Ausdruck gegeben haben: „Der Wahrheit allein gebührt der Preis und Sieg.“ Es unterliegt für den Einsichtigen nicht dem geringsten Zweifel, dass das gezeichnete *monistische* Weltbild und jedes andere, wie immer es im einzelnen ausgestaltet sein mag, wofern nur alle aus seiner Grundlage sich ergebenden Konsequenzen gezogen werden, die Weltanschauung des positiven Christentums nach Länge und Breite, Höhe und Tiefe negiert und zu dieser auf allen Punkten in den allerschroffsten Gegensatz tritt. Das Christentum verträgt sich schlechterdings nicht mit der Behauptung der *Einheit* oder *Einerleiheit* alles Existierenden *dem Sein* oder *Wesen nach*. Durch seine Schöpfungslehre behauptet das Christentum eine zweifache *Wesensverschiedenheit*, zunächst die von *Gott* und *Welt* in allen ihren Faktoren und dann innerhalb der Welt die von *Geist* und *Natur*. Diese doppelte Wesensverschiedenheit ist die Grundlage, mit der alle übrigen Lehren und alle Institutionen des Christentums in unlöslichster Verbindung stehen. Keiner kann jene antasten, ohne diese zu erschüttern; keiner jene preisgeben, ohne diese über kurz oder lang ebenfalls verwerfen zu müssen. Und das ist die Signatur der Gegenwart, dass die monistische Weltansicht mit der christlich-dualistischen sich in der That schon in einem Kampfe auf Leben und Tod befindet. Beide ringen miteinander um den Sieg und es fragt sich, welcher von beiden, mit Vernichtung ihres Gegners, dieser zufallen wird.

Freilich ist der Ausgang des grossen Kampfes nicht mehr fraglich, wenn man den Vertretern des antichristlichen Monismus glauben soll. Nach ihrer Meinung ist die christliche Weltansicht in dem Kampfe schon erlegen, wie die Zitelmannsche Dichtung ihren Lesern von neuem kund zu thun sucht. Indessen so weit sind wir denn doch noch nicht. Auch hegen wir das Vertrauen, dass, je mehr der Kampf in der Zukunft entbrennen wird, alle diejenigen, die in der Weltanschauung des positiven Christentums nach wie vor volle Wahrheit erblicken, sich immer enger zusammenscharen und die heisse Geisterschlacht mit denjenigen Waffen schlagen werden, die allein die sichere Aussicht auf einen ruhmvollen und endgültigen Sieg versprechen [1]). Als Hinweis auf die rechte Waffenrüstung wollen die nachfolgenden Schlussbemerkungen noch angesehen werden.

In der Zitelmannschen Dichtung begegnet der Leser folgenden Reimzeilen:

Die Schöpfung war vollendet; strahlend lag
Zu Gottes Fuss die Welt am sechsten Tag.
Und zu der Erde sah er prüfend nieder
Und schaut' das Kunstwerk schöner Menschenglieder,
Der Schöpfung höchstes! aber tierisch, stumm —

---

[1]) Von dem Siegesjubel in den Reihen der Monisten nur noch ein Beispiel. *Friedr. Alb. Lange* sagt in seiner „Geschichte des Materialismus", 2 Bde., 3. Aufl. Iserlohn 1877, II, 551: „Der Geist, von dem in dem neuen Testamente geweissagt wird, dass derselbe die Jünger Christi in alle Wahrheit leiten soll; es ist kein anderer als *der Geist der Wissenschaft,* der sich in unseren Tagen offenbart hat. (?!) Er lehrt uns in unverhüllter Erkenntnis die absolute Einheit des menschlichen Daseins mit dem göttlichen (?!), die von Christus zuerst der Welt im Gleichnis verkündigt wurde." (?!) Nun ist die christliche Religion thatsächlich aber gerade umgekehrt über dem Fundamente der Wesens*verschiedenheit* von Gott und Welt (Mensch) errichtet. Wer kann sich daher noch wundern, dass Lange schon vorher, II, 547, über jene die Worte niederschrieb: „Solange man den Kern der Religion suchte in gewissen Lehren über Gott, die menschliche Seele, die Schöpfung und ihre Ordnung, konnte es nicht fehlen, dass jede Kritik, welche damit begann, nach logischen Grundsätzen die Spreu vom Weizen zu sondern, zuletzt zur vollständigen Negation werden musste. Man sichtete, bis nichts mehr übrig blieb." Aber gerade die völlige Negation des Christentums, in die der Monismus in unseren Tagen sich ausgewachsen, giebt die Hoffnung auf eine wiederkehrende Besserung der wissenschaftlichen Zustände, denn eben durch seine extreme Ausbildung ist jener, mit *Günther* zu reden, auch „der allmählichen Fäulnis anheimgefallen und in dieser Gestalt ganz und gar der Ehre wert: Dem Dualismus der Kreationstheorie als Mistbeet zu dienen". („Eurystheus und Herakles." Wien 1843. S. 389.)

Da blickt' er sich im Kreis der Geister um
Und rief: das letzte fehlt! dem Erdenleben
Will ich ein Stück von meinem Wesen geben.
Und sprach zur Seele: Geh' in jenen Leib
Und wohne dort und werde Mann und Weib. (156.)

Aber der Gott, von dem hier die Rede ist, ist, so wissen wir, nur die zur Gottheit erhobene Natur. Wie daher in den vorhergehenden Versen die Seele (der Geist) des Menschen „ein Stück von Gottes Wesen" — statt: ein Entwickelungsmoment im Leben der Gottheit — genannt wird, so wird sie anderwärts ganz konsequenterweise auch auf die Natur als ihre Erzeugerin zurückgeführt. In welcher Art der Wortführer bei Zitelmann und jeder konsequente Monist mit ihm das Verhältnis von Leib und Seele (Geist und Natur) im Menschen sich also denkt und denken muss, kann nicht zweifelhaft sein. Der Leib des Menschen ist sein stofflicher (materieller) Organismus als solcher, die Seele oder der Geist die Totalität der subjektiven Erscheinungen oder Lebensäusserungen in ihm, seines Denkens, Wollens und Fühlens. Der Mensch ist seinem ganzen Umfange nach Naturwesen:

Ich lieb' den Menschen, weil Natur ihn schafft
Als letztes Werk der höchsten Lebenskraft.
Weil sie in ihm Vollendung sich begehrt,
Dies Ziel ihm setzt und offne Bahn gewährt (195.)

— der Mensch, sage ich, ist Naturwesen oder Organismus und das, was der Geist oder die Seele genannt wird, nur das subjektive Innenleben desselben in Denken, Wollen und Fühlen. Und diese Auffassung des Menschen, die in der Wissenschaft der Gegenwart sehr weit verbreitet und allenthalben als das gewisse Resultat der gründlichsten Forschung ausposaunt wird, ist gerade der Punkt, an dem jeder Versuch einsetzen muss, der die Ehrenrettung der Weltanschauung des positiven Christentums in den ehrwürdigen Hallen der Wissenschaft unserer Tage als Aufgabe sich vorsetzt. Denn um das soeben berührte hohe Ziel zu erreichen, ist vor allem andern der Nachweis zu liefern, dass die vorher erwähnte monistische Auffassung des Menschen gänzlich falsch ist, dass in ihr der Geist (die Seele) des Menschen völlig verkannt wird und dass eben hierdurch dem konsequenten Denker von vornherein die Möglichkeit genommen ist, zu einer ebenso wahren als allseitigen Erkenntnis der Natur und Gottes

noch vordringen zu können. Das *γνῶθι σεαυτόν* der Griechen und das nosce te ipsum des Augustinus ist und bleibt, wofern es nur von der Selbsterkenntnis des menschlichen Geistes nicht sowohl in ethischer als in *metaphysischer* oder *ontologischer* Beziehung verstanden wird, das *Prinzip* und der *Massstab* jeder andern Erkenntnis. Allein wie die Erkenntnis der *wahren* Beschaffenheit des menschlichen Geistes gewinnen? Es giebt keinen andern Weg, als die genaue und gründliche Erforschung des subjektiven Lebens im Menschen, seines Denkens, Wollens und Fühlens. Und Gott sei Dank! bei vorurteilsloser Selbstbeobachtung und reiner, lauterer Wahrheitsliebe ist die Zurücklegung dieses Weges, namentlich unter sorgfältiger Berücksichtigung alles dessen, was zur Ebnung desselben von den grossen Denkern der Vorzeit schon geleistet worden, in unseren Tagen nicht allzu schwer. Wir wollen die nachfolgenden Hinweise an einen dieser Denker anknüpfen, der in der Theologie seinen alten Ruhm seit mehr als achtzehnhundert Jahren bewahrt hat und durch dessen Licht auch die dornigen Pfade des Philosophen nicht selten wunderbar erhellt werden — wir meinen *Paulus,* den grossen Apostel für die alte und neue Heidenwelt.

In dem Briefe an die Galater V, 16 f., macht Paulus folgendes als Resultat seiner *Selbstbeobachtung* geltend. In dem *einen* Menschen giebt es ein *zweifaches* Begehren (*ἐπιθυμεῖν*), ein solches des *Fleisches* (*σάρξ*) und ein solches des *Geistes* (*πνεῦμα*). Beide sind einander entgegen oder stehen miteinander im Widerspruche (*ταῦτα ἀντίκειται ἀλλήλοις*). In voller Übereinstimmung hiermit spricht er denn auch von „den *Werken* des Fleisches“ (*τὰ ἔργα τῆς σαρκός*) und setzt ihnen gegenüber die Werke oder, wie er sich ausdrückt, „die *Frucht* des Geistes“ (*ὁ καρπὸς τοῦ πνεύματος*). Nun fordert er die Gläubigen wiederholt auf „zu einem Wandel im Geiste“ (*πνεύματι περιπατεῖν ἢ στοιχεῖν*) und versichert, dass, wer so wandele, „die Begierde des Fleisches nicht vollbringe“ (*ἐπιθυμίαν σαρκὸς οὐ μὴ τελεῖν*). Dadurch werde auch die Angehörigkeit an Christus unterhalten und fester begründet, denn die diesem angehören, sagt der Apostel, „haben ihr Fleisch gekreuzigt samt seinen Leidenschaften und Begierden“ (*οἱ δὲ τοῦ Χριστοῦ τὴν σάρκα ἐσταύρωσαν σὺν τοῖς παθήμασιν καὶ ταῖς ἐπιθυμίαις*). Dem Sinne nach ganz gleiche Ausführungen, die zum Teil sogar im Wortlaute über-

einstimmen, finden sich bei Paulus, Röm. VIII, 12, Eph. II, 3, ganz besonders aber Röm. VII, 14 ff. Wie oben von einem zweifachen *Begehren,* so ist an dieser Stelle von einem zweifachen, einander widersprechenden *Thun* (*κατεργάζεσθαι, πράσσειν, ποιεῖν*) als dem Ausflusse eines zweifachen *Wollens* (*θέλειν*) in dem *einen* Menschen die Rede. Beiderlei Thun und beiderlei Wollen wird, wieder auf Grund der *Selbstbeobachtung* des Apostels, von diesem zwar als in *einem Subjekte* oder in *einem Ich* vorhanden und von diesem vollzogen angeschaut; aber dieses eine Subjekt oder Ich ist nach der Auffassung des Apostels augenscheinlich nicht auch ein einziges *Wesen* (eine einzige *Substanz*), sondern es besteht aus *zwei* Wesen (wesenhaften, substantialen Elementen), von denen das eine als „der innere Mensch" (*ὁ ἔσω ἄνθρωπος*) und „der Geist" (die Vernunft, *ὁ νοῦς*), das andere als „die Glieder" (*τὰ μέλη μου*), „der Leib" (*τὸ σῶμα*) und „das Fleisch" (*ἡ σάρξ*), ja unter Berücksichtigung seines auf das Sündhafte gerichteten Wollens geradezu als „die in mir wohnende Sünde" (*ἡ οἰκοῦσα ἐν ἐμοὶ ἁμαρτία*) bezeichnet wird. Nun *will der Geist* des Menschen als solcher das Gute und hasst das Böse, denn jener hat ein (natürliches) Wohlgefallen an dem Gesetze Gottes (*συνήδομαι γὰρ τῷ νόμῳ τοῦ θεοῦ κατὰ τὸν ἔσω ἄνθρωπον*). Nichtsdestoweniger *thut der Mensch* als das eine aus Geist und Fleisch (Leib) bestehende Subjekt oder Ich nicht das Gute, was der *Geist* in ihm *will,* sondern das Böse, was *dieser* nicht will. (*οὐ γὰρ, ὃ θέλω, ποιῶ ἀγαθὸν, ἀλλ', ὃ οὐ θέλω, κακὸν, τοῦτο πράσσω.*) Woher kommt das? Weil in *dem Fleische* (Leibe) des Menschen das Gute nicht wohnt (*οἶδα, ὅτι οὐκ οἰκεῖ ἐν ἐμοὶ, τουτέστιν ἐν τῇ σαρκί μου, ἀγαθόν*), oder weil *in den Gliedern* des Menschen ein dem Gesetze (Wollen) *seines Geistes* widersprechendes Gesetz (Wollen) ist, das ihn (auch den Geist) gefangen hält unter dem Gesetze der Sünde, das in den Gliedern (des Menschen) ist. (*βλέπω δὲ ἕτερον νόμον ἐν τοῖς μέλεσίν μου, ἀντιστρατευόμενον τῷ νόμῳ τοῦ νοός μου, καί αἰχμαλωτίζοντά με ἐν τῷ νόμῳ τῆς ἁμαρτίας, τῷ ὄντι ἐν τοῖς μέλεσί μου.*)

Das sind die Grundlinien zu einer Anthropologie, die, wissenschaftlich ausgebaut, die *dualistische* Beschaffenheit des Menschen vollkommen ins klare bringen und dadurch den Boden herstellen wird, von dem aus das tiefste Verständnis des Christentums ohne Alterierung desselben auf dem Wege empirischer

Forschung sich wird gewinnen lassen.[1]) Wie Paulus in den obigen Ausführungen auf Grund der *Selbstbeobachtung*, also *empirisch*, in dem *einen* Menschen ein *zweifaches* Wollen (Begehren) feststellt, so wird die fortgesetzte Untersuchung des Menschen in seinem geheimnisvollen subjektiven Innenleben auch ein zweifaches *Denken* und *Fühlen* anerkennen müssen. Und beide sind, wie das beiderseitige Wollen, ebenfalls entgegengesetzter Beschaffenheit. Hieraus wird der unbefangene und wahrheitsliebende Forscher die Überzeugung gewinnen, dass das subjektive Innenleben des *einen* Menschen nicht auch aus *einer Lebenswurzel* (oder *Substanz*), sondern aus *zweien* entspringe, die von alters her als *Geist* und *Körper*, *Seele* und *Leib* bezeichnet werden. Und wie werden die beiden den Menschen konstituierenden Elemente sich zu einander verhalten? Da ihre *Lebensäusserungen* einander entgegengesetzt oder qualitativ verschieden sind, so müssen auch *sie selbst* dieselbe qualitative Verschiedenheit gegeneinander aufweisen. So ergiebt sich der Mensch durch empirische Forschung als *eine zusammengesetzte Grösse*, zusammengesetzt aus *zwei qualitativ verschiedenen Substanzen*, die in ihm nur zur *formalen* Einheit, zur Einheit *des Bewusstseins* oder *zu einem Ich* können verbunden sein. Und worin wird sich die qualitative Verschiedenheit von Geist und Körper, Seele und Leib des Menschen *zu erkennen geben?* Der fortschreitenden Forschung wird es nicht allzu schwer fallen, den Nachweis zu liefern, dass, während der Leib des Menschen *eine Individualität* und als solche *ein Bruchteil der allgemeinen Natursubstanz* (der Materie) ist, dagegen der Geist oder die Seele *ihre Grundbeschaffenheit* darin offenbart, *eine Substanz an und für sich, eine ganzheitliche, ungeteilte und unteilbare substantiale Einheit* zu sein. Daher kann der Geist eines jeden Menschen, wenn er als solcher überhaupt geworden (entstanden) ist, auch nicht wie der Leib durch *Generation (Zeugung)*, sondern er muss durch *Kreation (Schöpfung) in dem altchristlichen Sinne* zur Existenz gekommen sein. Aber ist denn der Geist des Menschen überhaupt entstanden? Und muss die empirische Forschung seine Entstehungsweise mittelst Schöpfung zugeben?

---

[1]) Andere Schriftstellen, in denen über Leib und Seele des Menschen und ihr Verhältnis zu einander im wesentlichen dieselben Ansichten wie in den angezogenen paulinischen vorgetragen werden, sind Joh. I, 13, Jak. IV, 1, I. Petr. II, 11.

Jene wird festzuhalten haben — und die gründliche Erledigung dieser Aufgabe bietet nicht gar grosse Schwierigkeiten —, dass dem Geiste des Menschen zwar *ein Thun*, aber kein *reines* Thun, *eine Aktivität*, aber keine *absolute* Aktivität zukommt. Vielmehr ist der Geist nach Ausweis der Erfahrung eine Substanz (ein Wesen), die *sich entwickelt* und die ihre Entwickelung durch *ein doppeltes Verhalten*, durch die Bethätigung *zweier Kräfte*, durch *Rezeptivität* und *Reaktivität* durchsetzt und allein durchsetzen kann. Alle Aktivität des Geistes ist erfahrungsgemäss nur Reaktivität gegen empfangene Einwirkungen, weshalb der Geist denn auch vor der Aufnahme der ersten auf ihn stattgefundenen Einwirkung weder schon rezeptiv noch reaktiv gewesen sein kann, sondern in einem noch völlig thatlosen Zustande sich befunden haben muss, den wir im Anschlusse an den Sprachgebrauch der neuern Philosophie als dessen *ursprüngliche Indifferenz* oder *Unbestimmtheit* bezeichnen. Eine Substanz aber, deren ursprünglicher Zustand thatsächlich der der Indifferenz oder Unbestimmtheit ist, kann von der Vernunft nicht als *eine Substanz schlechthin*, d. i. als *eine nicht-gewordene* (immer gewesene), sondern sie muss als *eine Substanz nicht-schlechthin*, d. i. als eine einmal *noch nicht gewesene* und deshalb *gewordene* angesehen und behauptet werden. Denn wäre der Geist des Menschen *Substanz schlechthin*, so müsste er auch *Wirken schlechthin* sein, *reine (absolute) Aktivität* ohne alle und jede Angewiesenheit auf fremde Einwirkungen. Unabhängigkeit *der Existenz* einer Substanz von jeder andern Substanz hat Unabhängigkeit *des Wirkens* (der Bethätigung) jener von all und jeder fremden Einwirkung zum Nachsatze. Nun ist der Geist des Menschen für sein Wirken aber nicht unabhängig, absolut; er kann also auch als Substanz nicht absolute Substanz, nicht Substanz schlechthin, sondern er muss gewordene Substanz sein und als solche gedacht werden. Aber *wie* geworden?

Das Werden von Substanzen in dem strengen und eigentlichen Sinne ist nur denkbar und möglich durch *wirkliche Neusetzung* derselben, welche Art von Setzung das Christentum bezüglich der Welt in allen ihren Faktoren, in seiner *Schöpfungslehre* als Offenbarung Gottes verkündet. Hat aber der Geist des Menschen mittelst empirischer Forschung sich selbst und seine Beschaffenheit in der vorher angegebenen Weise endlich

einmal ermittelt, so muss er auf demselben Wege empirischer Forschung auch sich selbst als *Geschöpf*, nicht in dem Sinne der Zitelmannschen Dichtung — denn die kennt keine Schöpfung in dem wahren Sinne des Wortes —, sondern in dem Sinne des positiven Christentums, und *Gott* als *seinen Schöpfer* erkennen und feststellen. So fallen zunächst in *diesem* Punkte, d. i. in der Erkenntnis der Geschöpflichkeit (Kreatürlichkeit) des Geistes und Gottes als seines Schöpfers, für den Geist Glauben und Wissen, Offenbarung und Vernunft (empirische Forschung), Theologie und Philosophie harmonisch in eins zusammen. Aber dieser *eine* Punkt ist einem lichten Bergesrücken vergleichbar, von wo aus dem forschenden Geiste der Einblick sich öffnet in alle Tiefen und Höhen des Wechselverhältnisses, welches Gott als *Schöpfer* und *Erlöser* der Welt zwischen sich und dieser begründet hat. Es ist hier nicht der Ort, diese Höhen und Tiefen selbst auszumessen. Aber wir wollen unsere Abhandlung nicht schliessen, ohne der Erwartung Ausdruck zu geben, dass über kurz oder lang die Zeit herannaht, in der die deutsche Wissenschaft durch eine ebenso tiefe und allseitige, als richtige und wahre Erkenntnis des menschlichen Geistes den Standpunkt gewinnen wird, von dem aus sie die grösste aller wissenschaftlichen Leistungen, die Reinigung der Weltanschauung des positiven Christentums von allem in allen Konfessionen ihr zugefügten unwahren Beiwerke und ihre endgültige, ferner nicht mehr zu bezweifelnde Begründung zu vollbringen im stande ist. Die Unkenntnis, die Verkennung und zuletzt die Leugnung des Menschengeistes hat in der Wissenschaft das Antichristentum gross gezogen; seine gründliche, erschöpfende und wahre Erkenntnis wird das Christentum zu neuer Verklärung und herrlichem Siege führen.

Th. Weber in Bonn.